

II

Die Geschichten der Zeitzeugen

In kirchlichen Heimen

Konfessionelle Heime spielten nur in der Nachkriegszeit in der Sowjetischen Besatzungszone sowie in den ersten Jahren nach Gründung der DDR eine größere Rolle. Dass es sie überhaupt gab, ist kaum bekannt. Noch weniger weiß man über den Alltag der Kinder dort.

Die staatliche Jugendhilfe stoppte ab 1952 zunehmend die Einweisung in kirchliche Heime, Ende 1958 forderte sie sogar die gänzliche Herausnahme von Kindern und Jugendlichen aus diesen Einrichtungen, da sie nicht die gewünschte sozialistische Erziehung praktizierten.^[31] Existierten 1952 noch 104 evangelische und 48 katholische Heime mit einer Gesamtkapazität von 9297 Plätzen^[32], waren es 1961 noch 94 Heime mit einer Belegungszahl von 3267 »Zöglingen«. Bis 1987 schrumpfte die Anzahl weiter auf 48 Einrichtungen mit einer Kapazität von 1371 Betten.^[33]

Den Auftrag des Staates, Minderjährige zu sozialistischen Persönlichkeiten zu erziehen, konnten und wollten die Kirchen nicht erfüllen. Die »Zöglinge« der Heime der Diakonie (Evangelische Kirche) und der Caritas (Katholische Kirche) waren keiner politischen Indoktrination ausgesetzt – wohl aber einer religiösen. Erzogen wurde zum Christsein, zur Gottesfurcht, zum Glauben an Gott. Beten und Gottesdienste waren Pflicht, der gekreuzigte Jesus war allgegenwärtig. »Sündhaftem« Verhalten wurde zumindest in den 1950er- und 1960er-Jahren nicht selten mit übermäßiger Kontrolle und Strafen begegnet. Das galt auch für Kinder, die aus atheistischen Familien kamen. Sie mussten sich den Gegebenheiten im Heim anpassen, sollten also so gesehen ebenfalls umerzogen werden – oft mit den Mitteln der schwarzen Pädagogik.

Während ab Mitte der 1950er-Jahre immer weniger sogenannte »bildungsfähige« Kinder und Jugendliche in evangelische und katholische Heime eingewiesen wurden, überließ die DDR den kirchlichen Einrichtungen in den Folgejahren die Betreuung behinderter Kinder.

Das St. Josefsheim Birkenwerder (Brandenburg)

Nach dem Ersten Weltkrieg suchte eine Gemeinschaft katholischer Ordensschwwestern, die »Karmelittinnen vom Göttlichen Herzen Jesu«, für die von ihnen betreuten Waisenkinder ein Erholungsheim im Berliner Randgebiet. 1921 kauften sie das »Schützenhaus« in Birkenwerder – eine ehemalige Pension mit Gaststätte. Zu Beginn des Zweiten Weltkrieges waren dort Soldaten der Luftwaffe einquartiert. 1945 zogen für einige Monate sowjetische Soldaten ein. Danach fanden viele Kriegswaisen und in den Folgejahren, bis zum Mauerbau 1961, zahlreiche elternlose Kinder Aufnahme im St. Josefsheim.

Als die DDR-Jugendhilfe verstärkt darauf drang, keine »normalbildungsfähigen« Kinder mehr in kirchlichen Einrichtungen betreuen zu lassen, hatte das auch Auswirkungen auf das katholische Heim in Birkenwerder. In der Chronik des Klosters wurde hierzu vorsichtig vermerkt: »Den Umständen entsprechend ist das Haus leider nicht voll ausgelastet.«^[34]

Gebote, Gebete, Gesänge und Strafen

Marie A. Böhm^[35]

Meine Familie lebte seit 1945 in der Siedlung Eden bei Oranienburg in der Provinz Brandenburg, nördlich von Berlin. Dort wurde ich 1949 geboren. Mein Vater wollte sich selbstständig machen, dazu wurde Geld benötigt. Meine Eltern hatten zeit ihres Lebens eine große Abneigung gegen Bankkredite, also bewarb sich meine Mutter bei der Deutschen Reichsbahn in Ostberlin als Stenotypistin, denn in Berlin wurden zum Teil erheblich höhere Löhne und Gehälter gezahlt als im Rest der DDR. Auch mein Vater nahm eine Arbeit als Verkaufsstellenleiter in Ostberlin auf. Das bedeutete, dass beide sehr früh das Haus verlassen mussten, um pünktlich am Arbeitsort zu sein. Für den Weg von unserem Haus bis zu ihren Arbeitsstellen benötigten sie reichlich zwei Stunden.

Angesichts dieser Situation im Jahr 1953 wusste man offenbar nicht, wohin mit mir. In der Umgebung gab es keine Einrichtungen mit freien Plätzen, wo man mich morgens abgeben und abends hätte abholen können. Die einzige Möglichkeit war angeblich meine Aufnahme im St. Josefsheim in Birkenwerder – einem katholischen Kinderheim und Waisenhaus.

Mir gefiel es von Anfang an gar nicht in diesem Kloster. Die Nonnen waren mir unheimlich, ihr unförmiger schwarzer Habit flößte mir Angst ein. Außerdem waren sie sehr streng und schlugen schnell mal zu. Das erlebte ich gleich am ersten Tag, und so sollte es bis zum Schluss bleiben. Es wurde jede noch so geringe Verfehlung bestraft. So galt es bereits als »sündhaft«, wenn man sich in Ermangelung eines Spiegels in einer Fensterscheibe betrachtete. Bettnässer wurden bestraft, indem sie ihre nassen, fleckigen Laken am nächsten Morgen über die Metallstangen an den Fußenden der Betten hängen mussten. Sie durften hoffen, dass abends alles getrocknet sein würde, was nur im Sommer klappte. Die Schlafsäle waren ungeheizt. Es stank immer. Besonders entwürdigend wurden die Kinder behandelt, die tagsüber eingenässt hatten. Sie mussten ihren feuchten Schlüpfer so lange auf dem Kopf tragen, bis eine der Schwestern erlaubte, ihn abzunehmen. Das konnte mehrere Stunden dauern.

Ich wurde wiederholt bestraft, weil ich im Spiel einen Priester darstellte, der einen Gottesdienst abhielt. Lange Zeit begriff ich nicht, dass auch das als »sündhaft« galt, denn man durfte »den heiligen Mann« nicht »nachäffen«. Meine Strafe sah so aus, dass ich in einer Zimmerecke auf Knien lange Rosenkranzgebete sprechen musste. Das Strafmaß konnte noch verstärkt werden, indem man nicht auf dem bloßen Fußboden, sondern auf ausgestreuten Linsen knien musste.

Die ständigen, oft nicht enden wollenden Gebete habe ich als peinigend erlebt. Wir beteten morgens nach dem Aufwachen im Bett, vor und nach den vier Mahlzeiten (Frühstück, Mittagessen, Vesper, Abendbrot), vor der Mittagsruhe und vor dem Einschlafen. Sonntags besuchten alle Heimkinder den Gottesdienst in der Kirche, die zum St. Josefsheim gehörte. Am Sonntagnachmittag wurde im Aufenthaltsraum gemeinsam eine Stunde lang gebetet und gesungen. Und einmal in der Woche versammelte die Mutter Oberin uns Kinder zum Religionsunterricht. Das gesamte Heimleben bestand im Grunde überwiegend aus Verboten, Geboten, Gebeten, frommen Gesängen und Strafen.

Das Essen im Heim war schlecht, allerdings war dies auch der Tatsache geschuldet, dass in den Fünfzigerjahren eigentlich alles knapp war. Doch es gab häufig offensichtlich lieblos Zubereitetes mit Mehl- und Grießklümpchen in der Milchsuppe, klumpigem Quark, zerkochtem und versalzenem Essen.

Spielzeug hatten wir nicht. Hinter dem Gebäude gab es für uns eine Wiese mit Sandkasten. Unmittelbar an das Grundstück, auf dem sich das St. Josefsheim befindet, grenzt ein Waldgebiet. Die Nonnen gingen mit uns häufig in diesen Wald, wo wir spielten, Beeren sammelten oder einfach nur in Grüppchen spazieren gingen. Andere Ausflüge gab es zumindest für mich nicht.

Während meines gesamten Heimaufenthalts begleitete mich die Frage, warum mich meine Eltern ohne eine Erklärung in diesem Waisenhaus abgegeben hatten und warum mir zu keinem Zeitpunkt gesagt wurde, ob und wann ich wieder abgeholt würde. Heute bin ich der Meinung, dass mich diese unbeantworteten Fragen den Heimaufenthalt als etwas erleben ließen, das wahrscheinlich niemals zu Ende gehen würde. Auch hatte ich bald verinnerlicht, dass ich meiner Familie im Weg war, dass ich störte. Doch meine traurigste Erkenntnis war wohl, dass man sich auf Erwachsene weder verlassen noch ihnen vertrauen kann.

Dieses Grundgefühl, nicht wichtig zu sein, nicht ausreichend umsorgt und geliebt zu werden, begleitete mich auch nach der Heimzeit. Ich litt unter einer Essstörung, unter Schlafstörungen, Alpträumen und verschiedenen Ängsten. Während der Schulzeit stabilisierte sich mein Zustand allmählich. Als Pubertierende war ich extrem rebellisch. Zu dieser Zeit löste ich mich auch innerlich weitgehend von meinen Eltern, unsere Beziehung war bis zu ihrem Tod nie wirklich harmonisch und vertrauensvoll, sondern mehr auf Äußerlichkeiten beschränkt.

Als ich mich mit 28 Jahren über einen längeren Zeitraum in einer unbefriedigenden beruflichen und privaten Situation befand, kamen meine Angstzustände zurück. Sie entwickelten sich rasch zu ständig auftretenden Panikattacken, die 15 Jahre lang mein Leben beherrschen sollten. In der DDR war es mir allerdings nicht möglich, an einer Besserung meines Zustandes zu arbeiten. Ein Aufenthalt in einer Klinik brachte nur kurzzeitig Linderung, autogenes Training reichte nicht aus, andere Angebote gab es für mich nicht. Also blieben mir nur Betäubungsmittel. Man verordnete mir jahrelang in großen Mengen Tranquilizer – ich hatte nie ein Problem, ein solches Rezept zu bekommen. Bald spürte ich, dass ich von den Psychopharmaka abhängig war.

Als erschwerend empfand ich, dass zu DDR-Zeiten kein Arzt mit mir über meine Erkrankung Klartext geredet hat; es gab auch keine Literatur, keine Ratgeber, keine Selbsthilfegruppen. Ich fühlte mich alleingelassen, unverstanden, abgelehnt. Ich schlief schlecht, hatte Konzentrationsprobleme und trotz der Medikamente täglich Angstanfälle mit Herzrasen. Aufgrund meiner Erziehung, die vor allem auf Leistungserbringung ausgerichtet war, wertete ich mich selbst ab, was zu einer weiteren Verstärkung der Panikattacken führte. Dazu gesellte sich bald eine Depression, die zwar anfänglich zum Glück wieder verschwand, dann jedoch in immer kürzeren Abständen zurückkehrte.

Der Mauerfall verunsicherte mich erst einmal stark, wodurch sich mein Befinden noch verschlimmerte. Meine Rettung war Anfang der 90er-Jahre eine intensive Psychotherapie. Von meiner Therapeutin in Westberlin hörte ich zum ersten Mal die Diagnose Posttraumatisches Belastungssyndrom. Mir war sofort klar, dass der Auslöser dazu vor allem im St. Josefsheim zu suchen war. (Ein halbes Jahr nach der letzten Therapiestunde war ich angstfrei.)

Die Sünde

Marie A. Böhm^[36]

Einmal hatte mich Schwester Simone in ihrem Zimmer eingesperrt. Ich weiß nicht mehr, was ich ausgefressen hatte oder haben sollte. Auf jeden Fall sollte ich in diesem Raum bleiben, was bedeutete, dass ich stundenlang nichts zu essen bekam. Das empfand ich als Vorteil. Ich bekam auch nichts zu trinken, was ich auch nicht so schlimm fand. Ich konnte nicht auf die Toilette gehen, aber ich musste ohnehin nicht »groß«, sondern nur »klein«.

Die Tür war natürlich verschlossen. Anfangs rief ich noch. Aber es kam niemand. Also zog ich meinen Schlüpfel runter, hockte mich hin und erledigte »klein« in einer Zimmerecke. Ich wusste zwar, dass ich später mit einer weiteren Strafe würde rechnen müssen, aber das konnte ich nun auch nicht mehr ändern.

Das Zimmer von Schwester Simone habe ich klein und schmal in Erinnerung. Es gab ein Bett mit Nachtschränkchen, Tisch und Stuhl, Kleiderschrank und Kommode. Über dem Bett ein Bild der Mutter Maria, in einer Zimmerecke ein Kruzifix, auf dem Nachtschrank eine Lampe und eine Bibel, das war alles.

Bilder gab es in der Bibel keine, lesen konnte ich noch nicht, andere Gegenstände, mit denen man spielen oder sich zumindest irgendwie beschäftigen konnte, waren nicht vorhanden. Also stellte ich mich ans Fenster und schaute hinaus. Es gab wenig zu sehen, ein paar Bäume, einen kleinen Platz, die Pforte, die auf das Gelände führte. Ich langweilte mich.

Später setzte ich mich auf den Fußboden. Dann muss ich eingeschlafen sein. Als ich aufwachte, spürte ich, dass mich jemand mit kräftigem Griff an der Schulter gepackt hatte und mich schüttelte: Schwester Simone. Grob zog sie mich am Arm hoch und wollte mich wohl gerade in Richtung Tür schieben, als sie die Pfütze auf dem Boden bemerkte. An ihre Reaktion auf diese Entdeckung erinnere ich mich noch so genau, als wenn es heute geschehen wäre: Die Frau schrie und schüttelte mich, schlug auf mich ein, schrie weiter, schubste mich aufs Bett, schlug mich, riss mich wieder hoch, zog mich am Ohr, drehte die Ohrmuschel dabei in ihrer Hand, schrie, schlug, schrie ... Ich dagegen weinte und schluchzte, so leise ich konnte, denn ich hoffte, dass Schwester Simone mich schneller in Ruhe lassen würde, wenn ich keinen Laut von mir geben würde.

Aber sie fand kein Ende. Sie schlug mich weiter. Dann musste sie mich auch noch mit meinem Hintern durch meine Urinpütze ziehen. Immer hin und her. Ich wurde zum lebenden Wischtuch. Danach musste sie mich erneut auf den Kopf schlagen. Und schreien.

So nach und nach wurde mir klar, dass ich etwas Entsetzliches angestellt haben musste, etwas Unverzeihliches, überaus Anstößiges, Teuflisches; ein riesenhaftes Verbrechen stand nun auf meinem Schuldkonto. Schließlich bestätigte mir die Nonne meine Vermutung: Ich hatte genau in der Ecke »klein« gemacht, in der das Kruzifix hing. Ich hatte unter dem sterbenden Leib von Jesus gepinkelt! Das war offenbar *die* Sünde überhaupt. Dass dies völlig absichtslos und rein zufällig geschehen war, daran verschwendete Nonne Simone keinen Gedanken. Für sie war ich »des Teufels« und eine »Ausgeburt der Hölle«. Also auf jeden Fall war ich etwas, das ich nicht verstand. Mal wieder nicht. Aber je unverständlicher, desto schwerwiegender.

Irgendwann war der Fußboden unter der Kruzifix-Ecke trocken gewischt, irgendwann stank ich wie ein randvoll gefüllter Nachtopf, und irgendwann ergänzte ich in Gedanken meine Liste der Sünden um: *Es ist eine große Sünde, in eine Ecke zu pullern, wenn darüber Jesus hängt.*

Im Kombinat der Sonderheime

Die Einrichtungen für »verhaltensgestörte« Kinder und Jugendliche mit dem seltsam sperrigen Namen »Kombinat der Sonderheime für Psychodiagnostik und pädagogisch-psychologische Therapie« wurden 1964 eröffnet, also im gleichen Jahr wie der Geschlossene Jugendwerkhof in Torgau. Das war kein Zufall. Nach einer vom Ministerrat der DDR angeordneten Überprüfung der Spezialheime im Jahr 1963 stellte man gravierende Mängel fest, wie etwa fehlende Ordnung und Disziplin, Provokationen und angebliche Sabotage seitens der »Zöglinge«, aber auch gewalttätige Erzieher. Man reagierte darauf mit der Aussonderung der schwierigsten Fälle. Während die »verhaltensgestörten«, oft psychisch kranken Minderjährigen in die nun extra für sie eingerichteten Sonderheime nahe Berlin eingewiesen wurden, schickte man »Dauerentweicher« und andere Störenfriede hinter Schloss und Riegel nach Torgau. So sollte offenbar gewährleistet werden, dass das Heimsystem störungsärmer als zuvor funktionierte.

Die »Abweichter« und »Schwererziehbaren« sollten umerzogen werden, um sie später gegebenenfalls wieder in die anderen Heime, Jugendwerkhöfe oder auch in ihre Familien zu integrieren. Während im Geschlossenen Jugendwerkhof Torgau sowohl männliche als auch weibliche Jugendliche diszipliniert werden sollten, wies man in die Sonderheime nur Jungen ein.

Die Aufnahmestation für die als »verhaltensgestört« Eingestuften wurde in Berlin errichtet. In dem mit Gittern versehenen geschlossenen Heim wurden die Kinder untersucht, beobachtet und diagnostiziert, man führte psychologische Tests an ihnen durch und erstellte Gutachten. Wenn eine »Verhaltensstörung« festgestellt wurde, erfolgte die Einweisung in eines der Sonderheime – nach Werftpfuhl, Bollersdorf, Borgsdorf oder, für die Hilfsschüler, nach Groß Köris.

Im Unterschied zu den Normal- und Spezialheimen wurden in den Sonderheimen neben Erziehern und Lehrern auch Psychologen beschäftigt. Allerdings ging es weder darum, den Ursachen der psychischen Störung auf die Spur zu kommen, noch um eine Therapie, die darauf ausgerichtet war, dem Kind zu helfen. Vielmehr sollten das »Fehlverhalten« bearbeitet und Defizite ausgeglichen werden.^[37] Nicht die Persönlichkeit des Kindes war entscheidend, sondern »normgerechtes Verhalten«, Anpassung an die Gesellschaft und Eingliederung ins Kollektiv. Nicht selten kamen die 6- bis 14-Jährigen aus anderen Heimen oder der Psychiatrie und hatten schon eine längere Leidensgeschichte hinter sich – für die sich niemand ernsthaft interessierte. Die Psychologen erstellten Gutachten, und basierend auf diesen wurde die Mehrheit der Insassen mit Psychopharmaka behandelt. Für das Sonderheim in Werftpfuhl wurden für die 1980er-Jahre zum Beispiel folgende Medikamente aufgeführt: Propaphenin, Prothazin, Cerutil, Meprobamat, Aolept, Lyorodin, Dormutil, Sinophenin, Sydnocarb, Lepinaletten, Haloperidol, Pryleugan und Elroquil.^[38] Ein großer Teil der ca. 2500 bis 2600 Kinder^[39] und Jugendlichen in den Sonderheimen wurde dauerhaft und manchmal sogar mit mehreren Psychopharmaka gleichzeitig behandelt. Nebenwirkungen oder die Zustimmung zur Medikamentengabe spielten dabei ebenso wenig eine Rolle wie die Frage, ob diese Medikamente für Kinder überhaupt geeignet waren.

Dass sich das rigide System, die Anhäufung von zu vielen »Problemfällen« auf engem Raum, unbearbeitete Traumata, sedierte psychische Erkrankungen und vor allem das Fehlen von Verständnis und Zuwendung nicht selten in Verzweiflung, Wutausbrüchen und Aggressionen spiegelten, verwundert wenig. Ein Problem war das nicht nur für die »Zöglinge« selbst, sondern oft auch für die völlig überforderten Erzieherinnen und Erzieher.

Dass Kinder unter derartigen Bedingungen geschlagen wurden, war keine Seltenheit. So fanden sich beispielsweise in den Heimakten aus Werftpfuhl Briefe von Kindern an ihre Eltern, die einbehalten